

Alicia, Belinda, Constantia – Über Waldwege und Wasserstraßen

„Lasst uns die drei Wochen, die uns noch bleiben, doch an einem entlegeneren Ort verbringen“, sagte Constantia.

„Vielleicht im Bregenzerwald?“, meinte Belinda. „Erinnerst Du dich, wie begeistert der Mann, den wir trafen, davon sprach? Ich erinnere mich nicht mehr an die Namen der Orte, die er nannte, aber er sagte, die ganze Gegend sei sehr reizvoll.“

„Allzu teuer darf es nicht werden“, bemerkte Constantia, „allmählich geht uns das Geld aus.“

Alicia, die sich bereits in den Baedeker vertieft hatte, blickte auf: „Ich hab's gefunden. Schwarzenberg in Vorarlberg; höchstens vier Kronen nimmt man dort von Gästen für Kost und Logis.“

Und so wurde es beschlossen. Die Reise war überaus angenehm und führte am Rheinfluss von Schaffhausen vorbei bis nach Konstanz, dann am Bodensee entlang nach Bregenz, wo sie den Zug nach Dornbirn nahmen. Hier verbrachten sie die Nacht, und stellten erheitert fest, dass die Toilettentische aus blauem, grünem und rotem Glas waren. Der Kaffee am nächsten Morgen war ausgezeichnet – wie man es in Österreich gewohnt ist.

Am frühen Nachmittag fuhr die aus Schwarzenberg bestellte Kutsche vor dem Hotel vor und nahm Alicia, Belinda und Constantia mitsamt Handgepäck auf – von den großen Gepäckstücken türmte man so viele wie möglich aufs Heck und schnürte sie fest, das Übrige würde mit der Post nachgeschickt werden. Nach dreistündiger Fahrt bergan erreichten sie Schwarzenberg. Das Dorf besteht aus einer Kirche, die von ein paar Bauernhäusern umgeben ist; einige weitere Häuser liegen lose verstreut an den Berghängen. Auch das Hotel, von dem man auf die Kirche blickt, ist ein solches braunes Bauernhaus, allerdings größer als die anderen; von seinen Fensterbrettern hängen hellrote Geranien herab. Neben dem Eingang standen grob gearbeitete Bänke, auf denen es Sitte war, sich am Abend niederzulassen, während die Bauern im Vorübergehen ein freundliches „Guten Abend“ miteinander tauschten.

Der Besitzer des Hotels, des Hirschen, war ein gewisser Herr Doktor Fink, der selber in einem anderen Hotel im Nachbardorf lebte. Zur Empörung seiner Nachbarn hatte er das Hotel in Schwarzenberg nach dem Tod seiner Frau in die Obhut seiner hübschen jungen Töchter und einer treuen Dienerin, der Oberkellnerin Maria, gegeben. Die Besucher aber hatten keinen Anlass zur Beschwerde: Die Zimmer waren sauber und bequem, und das Essen zwar einfach, aber ausgezeichnet zubereitet. Unter den Gästen waren vor allem Städter aus Konstanz und Lindau, die gemeinsam mit ihren Familien zum Sommerurlaub heraufkamen; englische Touristen schienen eher selten, außer einem angeblichen Engländer, der mit einer Deutschen verheiratet war und von dem es hieß, er habe einmal eine Nacht in Schwarzenberg verbracht.

Der Morgen nach der Ankunft von Alicia, Belinda und Constantia war ein Sonntag. Früh von den Kirchenglocken geweckt beobachteten sie, wie die Dorfbewohner sich zur Frühmesse versammelten und vor dem Kirchhof Männer und Frauen in getrennten Gruppen im Gespräch beisammenstanden. Die Tracht der Frauen, werktags wie sonntags getragen, ist bemerkenswert. Sie besteht aus einem in Falten gelegten schwarzen Leinenrock, der in der Taille mit einem schmalen Lackledergürtel gerafft wird und in den oben eine quadratische Passe aus besticktem schwarzen Samt eingesetzt ist; in diese steckt man ein Seidentuch in der gleichen Farbe wie Ärmel und Schürze, die an Sonntagen ganz aus heller, changierender Seide und wochentags aus farbiger Baumwolle sind. Zu alltäglichen Anlässen tragen sie kleine flache Strohhüte, aber zur Frühmesse, versicherte das Stubenmädchen, müsse der zur Tracht gehörende Hut getragen werden: eine Art Turban aus schwarzer Wolle mit hoher Krone, den sie so unvoreilhaft fand, dass sie, wenn es nicht zwingend erforderlich war, selber nie zur Frühmesse ging.

Der Überlieferung zufolge war das Kleid früher einmal weiß. Während des Dreißigjährigen Krieges aber, als die Männer aus Vorarlberg alle in der Ferne kämpften, geschah es, dass Schwarzenberg von einer Kompanie schwedischer Soldaten angegriffen wurde. Bewaffnet mit Dreschflegeln, Sensen und anderem landwirtschaftlichen Gerät, das sie gerade zur Hand hatten, stürmten die Frauen hinaus, um ihre Häuser zu verteidigen. Als Gustav Adolfs Soldaten die weiße Schar auf sich zukommen sahen, warfen sie ihre Waffen fort und ergriffen unter lautem Rufen, die Schar der Engel habe sich gegen sie verbündet, die Flucht. Von Stund an legten sie die weißen Kleider ihrer Befreiung ab – sie galten als zu heilig, um noch getragen zu werden –, und den Frauen von Schwarzenberg ward für immer das Recht zuteil, den Männern voran in die Kirche und an den Altar zu treten, während täglich um zwei Uhr mittags eine Glocke geläutet wird, um des Ereignisses zu gedenken.

Während des Hochamts fanden sich Alicia, Belinda und Constantia in eine Reihe von Frauen eingezwängt, die schwarze Spitzkappen trugen; es war so eng, dass sie nur gemeinsam mit den anderen aufstehen und niederknien konnten. Die Kirche war an diesem Sonntag sehr voll, weil der Vikar seine Abschiedspredigt hielt und die Gemeinde bald verlassen würde; als er der acht langen Jahre gedachte, in denen er ihre Kinder getauft, Hausbesuche gemacht, über sie gewacht und für sie gebetet habe, kamen den meisten seiner Zuhörer die Tränen. Am Nachmittag erkundete die Gruppe die Umgebung. Auf der rechten Seite des Platzes, auf den das Hotel hinausgeht, steht das Tanzhaus, ein kleiner Bau aus dunklem Holz nach Art einer Veranda, in dem die Dorftänze stattfinden. Etwa fünf Minuten rechts vom Hotel stießen sie auf ein Bauernhaus, das sich von den anderen nur wenig unterschied – abgesehen von der Inschrift mit dem Hinweis, Angelika Kauffmann habe hier einige Jahre ihrer Kindheit verbracht. Das Altarbild in der Kirche ist ein Gemälde von ihr, das sie aus England geschickt und der Kirche in Erinnerung an ihre frühen Jahre geschenkt hat. Bei einem ihrer Ausflüge machten sie Rast in einem kleinen Dorf und wurden dort zu einem alten Haus geführt, das Mitgliedern der Familie Kauffmann gehört. In einem Schlafzimmer zeigte man ihnen eine Reihe von Bildern, die Angelika als Kind gemalt hatte: Bildnisse ihres Vaters und ihrer Mutter sowie Szenen aus dem Alten Testament.

Doch zurück zu dem hellen Sonntagnachmittag: Die Freundinnen wanderten einen der vielen Waldwege entlang und kamen auf eine von der Sonne beschienene Wiese, wo sie zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem einzigen Übel machten, das im Hochsommer den Bregenzerwald heimsucht, den Bremsen, von denen es hier zwei Arten gibt: eine graue, die eher Pferdefliegen ähnelt, und ein schönes samtenes Insekt, einer Hummel gleich, nur drei Mal so groß. So sehr ihr Anblick Respekt gebietet, sind Letztere doch recht harmlos – wobei man gewillt sein muss, den Beteuerungen der Einheimischen zu glauben und sich eines Spaziergangs zu erfreuen, bei dem sieben oder acht von ihnen an Rock und Sonnenschirm kleben. Aber diese furchtbaren grauen Fliegen! Sie kommen zu Tausenden und stechen ohne Unterlass, wie Alicia und Constantia zu ihrem Schaden erfahren mussten; allein Belinda blieb, wie stets, von den Angriffen der Insekten unbehelligt.

Die Lebensgewohnheiten dieser Fliegen wäre eine eigene Studie wert. Keine der beiden Arten findet man in Häusern oder im Schatten, in den Wäldern ist man daher sicher vor ihnen. Alicia und Constantia aber mussten sich ständig fragen, wie sie am schnellsten über die sonnenbeschienenen Felder in den sicheren Schutz der Wälder gelangten. Auch suchen die Fliegen mit Vorliebe Unterschlupf unter Sonnenschirmen, vor allem unter dunklen, und es sah so aus, als bliebe ihnen nur die Wahl zwischen Sonnen- und Insektenstich. Constantia weigerte sich strikt, mit einer im Übrigen liebenswürdigen alten Dame aus Lindau spazieren zu gehen, weil sie, weder Hut noch Mütze tragend, sich mit einem Schirm vor der Sonne hätten schützen müssen. Alicia wiederum, deren Augen kein grelles Licht ertrugen, musste sich immer wieder den Refrain anhören: „Leg doch deinen Schirm weg, du ziehst die Fliegen an – dein Schirm ist voll von ihnen!“

Am Montag beschlossen sie, nach dem Mittagessen nach Mellau hinauszufahren. Während der Mahlzeit führte man zwei aristokratisch aussehende Mädchen, beide groß und blond, mit einigem empressement in den Saal und wies ihnen Plätze in der Nähe der drei Reisegefährtinnen. Mit ihren Matrosenmützen, Jacken und Röcken sahen sie aus wie Engländerinnen. Ein Mann, mit dem Alicia sich unterhalten hatte, bemerkte leise zu ihr: „Landsleute von Ihnen“, doch verstand Alicia, als sie hinhörte, kein einziges Wort einer ihr bekannten Sprache.

Nach dem Essen ging Belinda mit Maria aus dem Zimmer, um von ihr zu erfahren, welcher Nationalität die beiden Damen angehörten. „Es sind Engländerinnen“, antwortete sie.

„Oh, dann müssen wir uns mit ihnen unterhalten“, rief Belinda. Sogleich kehrte sie in den Speisesaal zurück und wandte sich zögernd an die Fremden: „Es tut mir leid, aber uns war nicht bewusst, dass sie Engländerinnen sind.“

„Das sind wir aber gar nicht“, gaben die Mädchen lachend zur Antwort, „obwohl wir eine große englische Verwandtschaft und viel Zeit in England verbracht haben. Hier nennen sie uns immer die Engländerinnen. Unser Vater war Ungar und unsere Mutter Österreicherin, und miteinander sprachen wir Ungarisch.“

Bald stellte sich heraus, dass die beiden von Mellau aus herübergekommen waren und eben dorthin zurückwandern wollten, und man bot ihnen daher Plätze in der Wagonette an, die schon vor der Türe wartete, was sie dankbar annahmen.

Wie alle Ausländer waren sie bestrebt, ihre Englischkenntnisse zu Gehör zu bringen, und schwatzten unterwegs munter drauf los. Der Spaziergang nach Schwarzenberg, erklärten sie, bedeute ihnen nicht viel; bei schönem Wetter wanderten sie sonntags oft über die Berge hinunter nach Bregenz – für sie als Protestanten fand sich kein näher gelegenes Gotteshaus. Auch gaben sie an, nicht besonders wohlhabend zu sein. Beim Tod ihrer Eltern boten verschiedene Verwandte an, sie bei sich aufzunehmen, doch war ihnen die Vorstellung, voneinander getrennt und von anderen abhängig zu sein, zuwider, und sie fanden heraus, dass sie an einem abgelegenen Ort von ihren eigenen Mitteln leben konnten. Sie luden Alicia, Belinda und Constantia ein, ihr kleines Bauernhaus gleich außerhalb des Dorfes Mellau zu besuchen und englischen Tee mit ihnen zu trinken.

Das Haus war reizend: das Erdgeschoss ein großes Wohnzimmer mit einem riesigen Steingutofen, der von einer Bank umgeben war; im Obergeschoss ein Salon und zwei Schlafzimmer und überall ungarische Tapeten, Teppiche und altertümliche Tonwaren. An den Wänden ringsum hingen Bilder ungarischer Generäle. Sie erklärten, dass ihr Vater, obzwar Ungar, eine sehr entschiedene Ansicht von der Einheit des Reiches hatte. Als sich „'48“ die Ungarn erhoben, zerstörte er die meisten Bilder, die er von seinen Landsleuten besaß, und ließ allein diese wenigen übrig.

Sie stellten die Hunde vor, die sie zu ihrem Schutz hielten – einen englischen Foxterrier und einen neun Monate alten Colliewelpen, dem noch keinerlei Dressur zuteil geworden war; er war fortwährend angekettet und tollte, als man ihn losband, derart überschwänglich herum, dass Belinda und Constantia, obwohl Hunden sonst sehr zugetan, vor ihm zurückscheuten. Als seine Herrin dies sah, kettete sie ihn an eine schwere Nähmaschine, die er dann aber quer durch den Raum schleifte und die man gerade noch rechtzeitig davor bewahrte, die Treppe hinuntergestürzt zu werden.

Der Tee war köstlich – es war sehr kräftiger englischer Tee, in zarten Porzellantassen serviert; dazu wurden Brot und Butter und kleine Küchlein gereicht.

An einem anderen Tag verabredeten sich Alicia, Belinda und Constantia mit einer aus Lindau stammenden Mutter und deren Tochter, mit denen sie sich angefreundet hatten, für einen Ausflug ans andere Ende des Tals. Als Kutscher diente ihnen diesmal der Sohn des Hauses, der in Innsbruck Medizin studierte, in den Ferien aber alle Arbeiten erledigte, die im und außen am Hotel anfielen.

Über Mellau und durch ein herrlich bewaldetes Tal kamen sie zu dem weitläufigen Dorf Schoppernau, dem Geburtsort des Bauerndichters Felder, der in seiner Heimat hoch geachtet ist und dessen Geschichten und Gedichte vor allem von der näheren Umgebung handeln. Während sie auf das Mittagessen warteten, vertiefte Constantia sich in dessen

Buch Aus meinem Leben, das sie auf dem Gasthaustisch vorfand. Nach dem Mittagessen ging es zu Fuß weiter das Tal hinauf, es gab hier keine Straße mehr. Immer dichter schlossen sich die Berge zusammen, je weiter der Fußweg den Pass hinaufführte – einen der prächtigsten und schönsten, die sie jemals gesehen hatten.

Am anderen Ende des Passes steht ein kleines Haus, das einem Engländer, der jeden Sommer herkommt, als Jagdhütte dient. Genau jenseits dieser Stelle endet das Tal, und es führt kein Weg hinaus, außer man klettert über die Berge.

Der Rückweg von Schoppernau in der zunehmenden Dämmerung war herrlich, und gegen neun erreichten sie Schwarzenberg.

Am nächsten Tag brachen die drei Reisegefährtinnen zu einem Spaziergang über sonnige Almen auf; der Weg führte bald durch Wälder, am fast ausgetrockneten Bett eines Wildbachs entlang und zum Ufer der Ach, die tief unter ihnen vorüberrauschte und, wie es schien, jedes Weiterkommen unmöglich machte. Ganz in der Nähe befand sich ein kleiner Verschlag mit einer Rampe – und ein entsprechender Verschlag auf der anderen Seite, beide durch ein starkes Drahtseil miteinander verbunden. Allerdings gab es offenbar keine Möglichkeit hinüberzugelangen. Constantia, die es hasste, umkehren zu müssen, begab sich auf Suche und fand in dem Verschlag eine Glocke und den Hinweis zu läuten. Das taten sie auch sogleich – woraufhin zwei hübsche blonde Burschen, barhäuptig und barfuß, aus einiger Entfernung von einem Bauernhaus auf der gegenüberliegenden Alpe angelaufen kamen. In einer Art hölzernem Käfig, in dem sie sich Hand über Hand am Drahtseil vorwärtszogen, schossen sie über den Strom – eine Beförderungsart, die Alicia, Belinda und Constantia, die so etwas zum ersten Mal sahen, sehr erheiterte und die als Drahtbahn bezeichnet wird.

Die Burschen forderten den Fahrpreis, sechs Kreuzer (zwölf Heller) pro Person. Bemerkenswerterweise werden Zahlungen zwar immer in Kreuzern verlangt, doch eine solche Münze gibt es gar nicht, und man darf nicht vergessen, dass für jeden Kreuzer, der gefordert wird, zwei Heller zu entrichten sind.

Die Burschen prüften die Gruppe mit zweifelnden Blicken, und erklärten, sie könnten nicht alle auf einmal mit hinübernehmen. Alicia und Constantia wagten sich daher als erste und wurden über den reißenden Strom geschwungen; Belinda folgte ihnen mit einiger Beklommenheit. Es kam ihr riskant vor, sich zwei Burschen anzuvertrauen, die, just in einem zu Streichen aufgelegten Alter, ihren Auftritt so gründlich zu genießen schienen. Bei ihrer Rückkehr wurden sie von Maria empfangen, die Belinda beiseitenahm und fragte, ob es ihnen etwas ausmache, beim Mittag-essen auf einen Gang zu verzichten: „Es waren so wenige Gäste im Haus, dass sie sich so viel nicht leisten konnten.“

Belinda stimmte bereitwillig zu, es gab ja immer mehr als genug für den englischen Appetit.

Zu ihrem Erstaunen fanden sie, als sie die wöchentliche Rechnung erhielten, dass eine halbe Krone von der täglichen Pension abgezogen worden war als Entschädigung für das fortgelassene Gericht.

Mit einiger Sorge hatten sie der ersten Aushändigung ihrer wöchentlichen Rechnung entgegengesehen. Als Constantia eine Fünf-Pfund-Note für deren Bezahlung hervorholte, mussten sie fassungslos feststellen, dass niemand eine Ahnung von ihrem Wert hatte, und es schien, als müssten sie ihre Wirte entweder überreden, die Note auf Freundeswort anzunehmen, oder eine von ihnen würde die Fahrt nach Dornbirn, sechs Stunden hin und zurück, antreten, um sie dort zu wechseln. Zum Glück fand sich für die Verlegenheit eine Lösung: Für den nächsten Tag wurde ein Kaufmann aus Dornbirn erwartet – er würde den Wert der Note kennen.

Der besagte Kaufmann kam, wurde um Rat gebeten und fragte, ob er die Note anschauen dürfe, englisches Papiergeld habe er noch nie gesehen. Er bezifferte ihren Wert in deutschem Papiergeld, was einen Verlust von einer halben Krone für jede gewechselte Fünf-Pfund-Note bedeutete – aber das war es ihnen wert, um der langen Fahrt nach Dornbirn zu entgehen.

Belinda indes war über diesen Verlust sehr betrübt: Obgleich von den dreien die am wenigsten unternehmerisch Gesonnene und durch Alicia und Constantia immer wieder von unnützen Verschwendungen abgehalten, verfügte sie über zwei kostbare Geldquellen, die irgend geschmälert zu sehen ihr Widerwillen erregte: zum einen der erkennbare Devisengewinn, zum anderen der Rabatt, der ihr auf ihre Einkommensteuer gewährt wurde.

Eines Tages anerbote sich Thusnelda, die schönste der Fink-Töchter, die Reisegefährtinnen zum Grab ihrer Mutter zu führen, wo sie einen neuen Schleier anbringen wollte. Man erzählt sich von dieser Mutter eine große Liebesgeschichte; Marias Bericht zufolge war sie die schönste Frau im Tal. Der Schleier ist eine Art Kopftuch, das man um das Holzkreuz am Kopfende des Grabes schlingt – einen weißen für Jungfrauen, einen schwarzen für verheiratete Männer und Frauen.

Die Kinder knieten um das Grab der Mutter und besprengten sich und den Schleier mit Weihwasser, das in kleinen Becken an den meisten Gräbern stand.

Die beiden Damen aus Lindau verließen Schwarzenberg ein oder zwei Tage vor den drei Freundinnen und nahmen ihnen beim Abschied das Versprechen ab, auf einen Tee zu ihnen zu kommen, wenn sie durch Lindau kämen, wo sie für eine Nacht bleiben wollten.

Die drei verließen Schwarzenberg mit großem Bedauern und fuhren hinunter nach Dornbirn, wo sie den Zug nach Lindau bestiegen. Ihre Ankunft war für halb fünf Uhr nachmittags angesagt, aber der Zug verspätete sich um eine volle Stunde. Da das Gepäck nicht ins Hotel gebracht worden war, gab es keine Gelegenheit mehr, noch eine andere,

des Anlasses würdige Toilette zu machen. Alicia und Belinda ließen Constantia, die sehr müde war, im Bayrischen Hof zurück und eilten los, nachdem sie das Abendessen für halb acht bestellt hatten; die mit schmucken Häusern bestandenen Straßen entlanglaufend, fragten sie sich bis zu der Wohnung durch, in der ihre Freundinnen lebten und, kaum noch mit ihrem Eintreffen rechnend, auf sie warteten. Der Tee stand bereit. Zu Alicias und Belindas Missfallen reichte man hierzu – neben Tee, Brötchen und Butter, wie sie sie erwartet hatten – Schinken, Zunge und viele Sorten von Würsten, Gebäck und Kuchen; und es ging ihnen auf, dass sie nicht zum Nachmittagstee, sondern zum üppigen Abendmahl geladen worden waren, das in deutschen Häusern meist mit dünnem Tee eingenommen wird. Wie ärgerlich für Constantia, die im Hotel geduldig auf ihr Abendessen wartete! Aber was blieb ihnen anders, als sich mit der Situation abzufinden?

Mit viel Aufhebens wurde ihnen eine Tante vorgestellt, die sich die englische Sprache angeeignet hatte, diese ohne Schwierigkeiten lesen konnte und schon lange darauf wartete, ihre Kenntnisse einmal im Gespräch unter Beweis zu stellen. Groß war ihre Enttäuschung, denn sie hatte nicht die leiseste Vorstellung vom Klang des Englischen und verstand auch nicht ein Wort, obgleich Alicia und Belinda so deutlich und langsam sprachen, wie sie nur konnten. Ihre Enttäuschung war so groß, dass sie um ein Haar in Tränen ausgebrochen wäre.

Mit viel höflichem Bedauern und Versprechungen künftiger Korrespondenz rissen sie sich um halb neun von ihren Lindauer Freundinnen los und kehrten zu der hungrigen und besorgten Constantia zurück – und zu dem Abendessen, das einzunehmen sie vortäuschten.

Während ihres Aufenthalts in Schwarzenberg hatten die Freundinnen mehrere Briefe von ihrem deutschen Kutscher erhalten; im ersten schrieb er, er sei krank und müsse ins Krankenhaus. Das erfüllte sie mit Sorge, denn auch wenn seine Gesundheit stets hatte zu wünschen übrig lassen und er den größten Teil der beiden vergangenen Winter im Krankenhaus verbracht hatte, war es noch nie vorgekommen, dass er sich im Sommer in Behandlung begab. Im zweiten Brief begehrte er mit großem Verlangen, die „gnädigen Damen“ wiederzusehen, wenn sie in Freiburg einträfen und dort ihre Reise für ein oder zwei Tage vor der Weiterfahrt nach England unterbrächen. Auf einer am Morgen ihrer Abreise aus Schwarzenberg eingetroffenen Postkarte verlautete, er werde ganz gewiss am Bahnhof sein, um sie abzuholen, aber kein Wort von Besserung seiner Gesundheit. Mit einiger Sorge hielten sie daher am Freiburger Bahnhof nach ihm Ausschau.

Als sie ihn sahen, erschraken sie sehr; er wirkte derart geschwächt, dass sie ihm nicht erlaubten, ihre Koffer in den Wagen zu heben; auf dem Weg durch die Stadt lagen die Zügel schlaff in seinen Händen. Die Freundinnen sahen einander schweigend an, und als sie vor dem Hotel ausstiegen, lud Belinda ihn unbedachterweise ein, ihnen nachmittags einen Besuch abzustatten. Er kam, war allerdings kaum noch in der Lage, die wenigen Treppen, die zu ihren Zimmern führten, hinaufzukriechen.

„Wann sind Sie denn aus dem Krankenhaus entlassen worden?“, fragten sie.

„Heute Morgen“, antwortete er, „ich habe mir ein Zimmer genommen und werde die gnädigen Damen morgen wieder besuchen.“

Sie waren entsetzt, dass er beim Reden nach Luft rang, und riefen: „Aber Sie müssen sofort ins Krankenhaus zurück.“

„Ich gehe ins Krankenhaus zurück, wenn die gnädigen Damen fort sind.“

„Aber nein“, insistierte Belinda, „Sie sind nicht gut beisammen.“ „Sie müssen sofort ins Krankenhaus zurück, und wir werden Sie dort besuchen.“

„Ich kann erst morgen früh wieder dorthin“, gab er zur Antwort, „nach Mittag werden keine Patienten aufgenommen“; und auf ihre Frage nach den Besuchstagen sagte er, dass Besucher täglich nach zwei Uhr kommen dürften. Sie gaben ihm Geld für eine Kutsche zu seiner Unterkunft und für eine zum Krankenhaus am nächsten Morgen und sahen ihm schweren Herzens dabei zu, wie er kraftlos die Treppe hinunterstieg. Da sie fürchteten, die Leitung des Krankenhauses würde ihnen vorher den Besuch verwehren, machten sich Alicia, Belinda und Constantia erst am Tag nach seiner Rückkehr dorthin auf den Weg zu ihm. Pünktlich um zwei Uhr trafen sie vor der großen rechteckigen Fläche ein, zu der sich das Krankenhaus öffnet und auf der viele Patienten auf und ab gingen und in der Sonne saßen. Eifrig suchten sie ihn unter diesen zu erspähen; da sie ihn aber nicht fanden und auch der Pförtner nicht auf sie aufmerksam wurde, fragten sie einen jungen Burschen, der selber als Patient hier war, ob er ihnen sagen könne, wo sie Otto Neumann fänden. „Er ist tot“, gab er zur Antwort. Nach Luft ringend erwiderte Belinda: „Das ist unmöglich; er ist erst gestern Morgen ins Krankenhaus gekommen; bestimmt gibt es noch einen anderen Mann mit dem gleichen Namen.“ Der Bursche wiederholte nur stur: „Er ist seit gestern Morgen tot.“

In diesem Moment kam auch der Pförtner, und als sie ihn um Auskunft baten, sagte auch er: „Ja, er ist gestern verstorben.“

„Aber am Tag davor hat er uns noch vom Bahnhof abgeholt und ist erst gestern Morgen wieder ins Krankenhaus gekommen.“

„Dann sind Sie die englischen Damen, die er draußen abholen wollte?“, fragte er zurück. „Wir ließen ihn gehen, und er kam gestern Morgen zurück, wurde um zehn Uhr aufgenommen, dann brach ihm eine Ader, und er war sofort tot.“ „Ist es, weil er das Krankenhaus verließ?“

„Nein“, antwortete der Pförtner, „es wäre ohnehin geschehen.“

Die Freundinnen waren wie betäubt. Es gab nichts weiter zu sagen, und sie kehrten bekümmert ins Hotel zurück, denn sie wollten wohl zu seiner Beerdigung gehen, wussten aber nicht im Geringsten, welche Schritte es zu unternehmen galt.

Am andern Tag traf kurz vor dem Mittagessen die Frau des Lohnkutschers ein, für den er gearbeitet hatte, und fragte, ob „die englischen Damen wüssten, dass die Beerdigung ihres Kutschers um zwei Uhr am gleichen Nachmittag auf dem Friedhof stattfände?“

Gleich nach dem Mittagessen brachen sie auf und eilten zum Friedhof, der ein wenig außerhalb der Stadt gelegen war. Sie wandten sich an mehrere Beamte, konnten aber nichts in Erfahrung bringen; dann stellte sich heraus, dass kein solcher Name für eine Beerdigung eingetragen worden war. Sie waren schon im Begriff, verzweifelt umzukehren, als die Lohnkutscherin, gefolgt vom Friedhofswärter, händeringend auf sie zukam. Sie redete derart schnell auf sie ein, dass von ihrem Schwarzwald-Deutsch kaum ein Wort zu verstehen war. Belinda sah den Verwalter an, um etwas in Erfahrung zu bringen, und dieser sagte: „Es ist ganz richtig – es wird keine Beerdigung geben; der Mann hatte keine Freunde; wenn sich nicht jemand findet, der die Beerdigung bezahlt, verlangt das Krankenhaus den Leichnam.“

„Ja“, murmelte die Frau, „nicht einmal ein ‚Vater Unser‘ wird man für ihn sprechen.“

Der Verwalter war freundlich und mitfühlend und schickte die drei Freundinnen, die sich natürlich sofort bereit erklärt hatten, für die Kosten aufzukommen, zum Bestatter, der für sämtliche Beerdigungen in der Stadt zuständig war; die Frau bat er, die Damen dorthin zu geleiten. Die Frau führte sie über verschlungene Wege und erledigte en route Besorgungen für ihren eigenen Haushalt; nachdem sie zunächst am falschen Haus geläutet hatte, brachte sie sie endlich an die richtige Adresse; wie sich zeigte, befand sich das Büro des Herrn Direktors gleich vis-à-vis ihres Hotels. Ihre Not fand hier ein Ende, denn abgesehen von der Entscheidung für eine Beerdigung erster, zweiter oder dritter Klasse gab es nicht viel zu wählen. All diese Dinge sind in Deutschland wunderbar geordnet. Nur der Schleier – im Schwarzwald Flor genannt – und ein Kranz waren noch zu besorgen. Am nächsten Tag, einem Sonntag, machten sie sich einmal mehr auf den Weg zum Friedhof.

Der Verwalter führte sie zur Leichenhalle und fragte, ob sie ihn sehen wollten. Sie waren froh, dies zu tun, denn es nahm ihnen nicht nur jeden Zweifel, dass er es war, sondern löschte auch den schmerzvollen Eindruck aus, den seine leidende Erscheinung hinterlassen hatte bei der letzten Begegnung. Der Tod hatte Schmerz- und Altersfalten geglättet; jung und ansehnlich lag er da in seinem letzten Schlaf.

Der lutherische Pastor trat an Belinda heran und fragte: „Sind Sie ganz sicher, dass der Mann evangelisch war? Wir müssen sehr vorsichtig sein in diesem katholischen Staat.“

„Aber ja“, sagte Belinda, „sehr sicher; wir haben ihn viele Jahre gekannt.“

In Baden, wo die Regierung evangelisch ist und der Staat katholisch, wird kein Unterschied gemacht – Katholiken und Lutheraner liegen Seite an Seite auf dem Friedhof; auch den Gottesdienst halten beide in der gleichen Kapelle.

Der lutherische Beerdigungsritus ist dem der Kirche von England sehr ähnlich; der Psalm und die Perikope, die gelesen werden, sind die gleichen. Von der Kapelle aus wird der Sarg zum Grab getragen – das Kreuz voran, das dann an den Kopf des Grabes gesteckt wird. Hier segnete der Pastor die Erde und der Verwalter gab Belinda eine Handvoll davon, um sie ins Grab zu werfen. Mit einigen weiteren Gebeten und einer kurzen Ansprache schloss der Gottesdienst; die Lohnkutscherin und ihre Kinder warfen kleine Blumensträuße ins Grab.

Bevor sie nach England aufbrachen, vereinbarten die Reisegefährtinnen mit einem Gärtner aus der Nähe des Friedhofs, dass er das Grab mit Steinbrocken befestige und Efeu und Blumen darauf pflanze – eine Absprache, die gut und gewissenhaft erfüllt wurde.

Als sie England zwei Tage später erreichten, fanden sie einen Brief von der Mutter des lockigen Burschen aus Manderscheid vor. Sie schrieb, ihr jüngster Sohn Joseph werde bald nach England kommen; die Damen wüssten ja, wie jung und unerfahren er sei, und dass er noch nie länger von zu Hause fort gewesen sei als für ein oder zwei Tagesausflüge nach Trier. Sie bat die Damen, ihn in London abholen zu lassen, Acht auf sein Geld zu geben und überhaupt ein Auge auf ihn zu haben, bis er eine Anstellung gefunden hätte.

Da der Junge nur Deutsch sprach, hielten sie es für das Beste, ihn selbst abzuholen. Am Morgen nach seiner Ankunft näherte sich der Zug um halb acht dem Bahnsteig in Holborn Station, und sie stellten erheitert fest, dass ein Dissenterpastor, der auch in Manderscheid zu Besuch gewesen war, sich in gleicher Mission am Bahnhof eingefunden hatte. Er schlug vor, Joseph in seiner Familie unterzubringen, worauf Belinda bemerkte: „Aber er und seine Verwandten sind fromme Katholiken.“ Die Dissenterpastor lächelte. „Ich nehme an, er wird es halten, wie auch wir anderen es halten.“

Joseph, der sein Geld Belinda eingehändigt hatte, stand völlig tatenlos daneben und verstand kein Wort von der Auseinandersetzung über seine Zukunft, die man über seinem Kopf abhielt. Dann wandte Belinda sich zu ihm und sagte: „Du würdest doch in keine andere als Deine eigene Kirche gehen, oder?“, worauf er nachdrücklich zur Antwort gab: „Auf gar keinen Fall!“ Und da der Pastor nicht glaubhaft Vorkehrungen dafür treffen konnte, dass der Bursche in die ihm eigene Kirche ginge, nahmen sie ihn schließlich für ein oder zwei Tage mit zu sich nach Hause. Unterdessen hielten Alicia und Belinda nach einem geeigneten Boarding House Ausschau, das er bezahlen konnte, bis er genug Englisch wusste, um eine Stellung anzutreten.

Durch die freundliche Unterstützung eines Priesters der Kirche vom Rosenkranz hörten sie von einem älteren Ehepaar, das Ausländer in Lost und Logis nahm und ihnen Englischunterricht anbot – jedenfalls in dem Umfang, den der Mann, der Schullehrer war, in seiner freien Zeit leisten konnte. Mit Joseph fuhren sie zu den Leuten, um diese kennenlernen, und während der Bursche im Erdgeschoss wartete, nahm die Frau sie mit nach oben. Dort besahen sie sich das Zimmer, das er beziehen würde, befühlten die Matratze, um zu sehen, ob sie weich war, und beantworteten verschiedene Fragen nach seiner Herkunft und Wesensart.

Er würde das Zimmer mit einem anderen Deutschen, einem Bankangestellten, teilen. Diesem aber, das sollten Alicia und Belinda ihm einschärfen, dürfe er nichts davon sagen, dass er als Kellner arbeite. Natürlich lächelte Joseph, als man ihm das sagte, in sich hinein und es erheiterte Alicia und Belinda sehr, sich auszudenken, was sich dann als zutreffend erwies: nämlich dass der Bankangestellte seine Englischkenntnisse in gleicher Weise erworben hatte.

Binnen weniger Wochen war Joseph des Englischen genug Herr, eine Stellung in einem Boarding House anzutreten, wo man so zufrieden mit ihm war, dass die Wirtin, als er sie Ende des Jahres verließ, um nach Deutschland zurückzukehren und seinen Dienst in der Armee zu tun, Belinda einen Brief schrieb und fragte, ob sie ihr nicht einen weiteren deutschen Kellner empfehlen könne.

Es ist Zeit, von den Reisenden Abschied zu nehmen. Sollten ihre deutschen Erlebnisse auf Interesse stoßen, ist es gut möglich, dass man ihnen auch auf ihren Reisen in die Schweiz, nach Österreich und Italien wird folgen können.

Einige Jahre sind vergangen, seit sie ihre Fahrt beendet haben, und obwohl der Schwarzwald weitgehend unverändert geblieben ist, sind sie nicht wieder zu Besuch in Manderscheid und Schwarzenberg gewesen. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ein gut Stück Ursprünglichkeit dieser Orte verlorengegangen ist, besonders in Schwarzenberg, das sich durch seine Nähe zu Friedrichshafen und dem Zentrum der Luftschiffahrtbewegung vielleicht schon bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.

Reisebericht „By Forest Paths and Waterways“ erschienen 1912 als Privatdruck.

Aus dem Englischen übersetzt von Christoph Nöthlings.

Recherche Reisebericht: Jürgen Thaler, Franz-Michael-Felder-Archiv